Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 16

Artikel: Heiraten früher und heute
Autor: M.St.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669719

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ernst. Es ist, als ob ein guter Geist zur Ruhe ginge, und wie er den letzten Saum des Mantels hinter sich gezogen, steigt ein Wunsch in uns auf: nicht wahr, du kommst doch morgen wieder?

Nun naht die Nacht mit raschen Schritten. Aber sie führt den Mond herauf, und ehe sie die dunklen Schleier ringsum heruntergelassen, glitzert schon das kühle Silber auf dem Wasser. Ich stehe am hintersten Punkte des Schiffes und staune ergriffen übers endlose Meer. Die Sterne wollten wohl kommen, aber ob der Riesenlaterne des Mondes müssen sie verblassen. Nur ein paar wenige getrauen sich hervor. Dort, jenes flackernde Licht, kommt es vom Himmel oder vom fernsten Leuchtturm? So ist es: Erde und Himmel sind ineinandergeflossen.

Die Nacht war schön und gut. Wir taten einen köstlichen Schlaf. Am Morgen grüßten wir Europa. Alicante war in Sicht.

Die südliche Küstenstadt Spaniens schenkte uns sieben Stunden. Es war ein unvergeßliches Intermezzo. — — —

Gegen halb vier Uhr stiegen wir wieder an Bord. Es verlohnte sich, den geschäftigen Hafenarbeitern zuzusehen, wie sie den Schiffsrumpf füllten. Immer neue Fuhrwerke rollten heran. Und laut ging es zu und her. Kisten und Ballen von allen Formaten wurden auf riesige Drahtnetze getragen. Das Seil eines Krans zog sie mit spielerischer Leichtigkeit hoch, und eine Drehung des Armes führte sie über den Boden des Schiffes. Sachte glitten sie nieder. Die Arbeit vieler Männer war mit einem Drucke am Hebel getan. Ein Netz ums andere brachte seine Last. Berge von Waren wurden abgetragen und wieder aufgebaut. Barcelona braucht Produkte aller Art. Es braucht Tiere. Eine mächtige Ziegenherde trippelt meckernd heran. Treiber jagen sie über die Brücke in den Schiffsrumpf. Wie ein Moloch frißt der offene Rachen die Tiere zu zweien und dreien.

Nun endlich haben alle Güter Platz gefunden. Die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt werden getroffen. Ein langes, von spanischem Temperament befeuertes Abschiednehmen hebt an. Die Landebrücke wird zurückgezogen. Alle Türen der Bordwand werden geschlossen. Wasser rauscht auf. Das Schiff rückt sachte vom Ufer ab. Tücher werden geschwenkt. Unzählige Hände winken. Der kühne Felsberg mit den verbröckelnden Mauerresten der alten Burg, von der Abendsonne beschienen, wächst zu imponierender Höhe empor. Noch über eine Stunde bleibt er als Wahrzeichen der geschäftigen Küstenstadt sichtbar. Dann löst ihn ein Kranz von Höhenzügen ab, die mit ihrem hellen Steinmassiv den Eindruck freundlicher Schneeberge erwecken. Weit draußen im Meer geht es dem entschwebenden Ufer entlang, und wie die Dämmerung einbricht, versinken die Ränder des Festlandes. Wir sind wieder ganz der Gnade des Meeres anheimgegeben. Sachte nur wiegt uns das Schiff und führt uns durch die geruhsame Nacht.

Die Zahl der Passagiere hat sich wesentlich vermehrt. Ein großes Ziel meldet sich an, eine Stadt, die als Hafenplatz im Haushalte Spaniens eine große Rolle spielt: Barcelona!

Am andern Morgen kommt sie in Sicht. Das Ziel ist erreicht. Die Mauern der Einfahrt nehmen uns bald in ihre sichere Hut. Es wimmelt von ungeduldigem Volke. Unser wartet niemand. So mischen wir uns in den Wirbel der Menge und fahren hinein ins Gewirre der Häuser.

Es wird immer zum Ereignis, zum Erlebnis, zum ersten Mal eine Stadt von solchem Ausmaß und solcher Bedeutung zu betreten.

Heiraten früher und heute.

Die neue Zeit hat auf vielen Gebieten tiefgehenden Wandel geschaffen, vor allem auf wirtschaftlichem und damit auch gesellschaftlichem. Unsere gesellschaftliche Kultur ist eine andere geworden, als die der Vorkriegszeit war. Sie ist vor allem demokratischer geworden. Die Standesunterschiede, die früher so schwer ins Gewicht fielen, spielen heute eine viel geringere Rolle als früher. Nicht Stand, sondern Stellung ist ausschlaggebend. Es mag zum Beispiel ein junges Mädchen aus noch so einfacher Familie stammen, aus einer Familie, die „keine Familie" ist, wenn es in seinem Beruf „seinen Mann stellt", gute Manieren hat, anständig ist, mitmachen kann, so darf es auch mitmachen, man fragt nicht lange nach dem Woher. Die persönliche Tüchtigkeit oder auch nur das Auftreten entscheidet; noch viel mehr gilt das für den Mann.

Noch auffallender macht sich die Demokratisierung wirtschaftlich bei der Eheschließung geltend. Man sagt der modernen Jugend manches

Ungute nach. Aber das muß man ihr wohl lassen: sie hat mit Göttern auch Götzen gestürzt und mit Vorurteilen gründlich aufgeräumt. Welche Wandlung! Es gab eine Zeit, wo die Eltern Schwiegersohn oder Schwiegertochter sich aussuchten, wo im Verwandten- und Familienrat die Wahl und Verabredung getroffen, die Heiratsbedingungen gestellt und abgekartet wurden und die Jungen ja und amen dazu zu sagen hatten; ob mit oder ohne Wunsch und Willen wurde nicht lange untersucht. Heiraten waren eine familienpolitische Angelegenheit. Das änderte sich ja mit dem erwachenden Selbstbewußtsein der jungen Generation gegen Ende des vorigen Jahrhunderts: die Jugend wählte selbst und nach eigenem Gutdünken. Immerhin war sie noch so dressiert, so in der Gedankenwelt der Alten befangen, daß sie in der Regel — Ausnahmen immer vorbehalten — „standesgemäß" wählte. Standesgemäß mußten nicht nur Rang und Titel sein, sondern auch Hochzeit und Ausstattung. Das nahmen vor allem die Eltern auf ihre Ehre und auch auf ihr Portemonnaie. Wie denn auch schon in den Verlobungsanzeigen zum Ausdruck kam, daß die „treibende Kraft" des Ganzen sie waren:

„Herr und Frau Soundso haben die Ehre, Sie von der Verlobung ihrer Tochter Edith mit Herrn Dr. med. Soundso in Kenntnis zu setzen." Dieselbe Ehre hatten umgekehrt die Eltern des Bräutigams, auch wenn dieser den Kinderschuhen schon reichlich lang entwachsen war.

So eine Hochzeit war dann ein Trubel, der das Haus ein halbes oder ganzes Jahr lang in Atem hielt: Ausstattung für wieviel Zimmer? vier? fünf? sechs? Wäsche für ein halbes Jahrhundert. In Deutschland wurde sie zur Besichtigung aller Hochzeitsgäste im Hause der Braut ausgestellt — eine Gelegenheit, damit zu prunken, die wohl vielerorts dazu geführt haben mag, damit über seine Verhältnisse zu gehen. In der Schweiz war es noch vor einem Menschenalter Brauch, daß die junge Frau weiblichen Gästen ihre sämtlichen Schränke öffnete und ihre Aussteuerherrlichkeit bewundern ließ. Wie viel Kutschen bei einer Hochzeit vorfuhren, war wichtig, ebenso die Zahl der Gänge des Hochzeitsessens, und das Wie und Was des Brautkleides war Gegenstand langer Erörterungen vor und nach dem Fest. In einigermaßen „bessern" Kreisen war weiße Seide unumgänglich. Möglichst weite Hochzeitsreise und lange Dauer derselben war manchem jungen Paar ebenfalls Ehrensache. Das ganze Drum und Dran einer Hochzeit war oft von so großer finanzieller Tragweite, daß sie manchen Eltern oder jungen Ehen zum Verhängnis werden konnte.

Und heute? Freilich sind auch heute jene Leute noch nicht ganz ausgestorben, die einen großen Aufwand für unumgänglich halten, um zum veritablen Eheglück zu gelangen. Aber sie sind doch wohl in der Minderzahl, wenn nicht geradezu Ausnahmen. Heute gibt es junge Menschen genug, die heiraten fast von heute auf morgen, „zivil", ohne Umstände, wohnen möbliert oder kaufen ihren Hausrat auf Abzahlung auf gut Glück — vielleicht gerät's; aber ich meine nicht sie. Doch weiß ich eine ganze Anzahl junger Paare aus „guten Familien", die sich gefunden haben, wie man sich eben heute findet, bezeichnenderweise eben auch nicht im Ballsaale, sondern im Studium, im Beruf, beim Sport usw. Paare, die heiraten möchten, aber du liebe Zeit — die Krise. Der junge Mann hat noch kein Ein- oder Auskommen oder nur ein unsicheres, ungenügendes, und die Eltern bekreuzen sich zuerst, als sie von den Heiratsplänen der Jungen hören: nein, zu ihren Zeiten hätte kein Mensch ans Heiraten gedacht unter so unsichern Umständen, sie haben vier Jahre aufeinander gewartet, bis alles aufs Pünktchen in Ordnung war mit Einkommen und Stellung, so daß man wußte, daß man es wagen durfte. Und die Jungen? Ums Himmels willen, woraus wollt ihr denn leben? Von Luft und Liebe? Nein, ehe ein Mann nicht seine mindestens so und so vielhundert Franken verdient im Monat, daß man geruhig und ohne Sorge leben und auch etwas auf die Seite legen kann, eher sollte man nicht heiraten. Sichere Existenz, das ist doch die erste Bedingung zur Gründung eines Hausstandes.

Und eine Aussteuer — ja, was meint ihr denn, was das kostet? Wenn ihr auch nur vier Zimmer wollt und es nach was ausschauen soll, daß man's zeigen darf, das ist keine Kleinigkeit. Und die Wäsche — da hat so ein junges Ding, das sich bisher um solche Sachen nichts bekümmerte, ja gar keine Ahnung, was für ein Geld in einem wohlgefüllten Wäscheschrank steckt. Dabei hatte es die Meinung seiner Zeit, als man sich mit dem Studium der Tochter einverstanden erklärte, daß es dann damit finanziell wie bei den Söhnen sein Bewenden habe und daß eine eventuelle Aussteuer eben dann dank dem Berufe selber erworben würde. Übrigens hatte sie

ja damals kategorisch erklärt, nie zu heiraten; wenn ein Mädchen einen guten Beruf habe, so stelle es sich damit besser als mit einem Mann; nun, allzu ernst hatte man das ja nie genommen, aber die Mittel, die sonst für die Ausstattung bestimmt worden wären, gingen jetzt halt auf für das Studium. Und nun, dieses kaum beendet, sprechen die Jungen eben doch von Heirat. — Ausstattung?

„Aber du gutes Mutti, mach' dir darüber keine unnötigen Sorgen. Für den Anfang genügen zwei Zimmer, Aufbaumöbel, erst das Allernötigste, später kann man's ergänzen. Wäsche? — du lieber Himmel, doch nur keine solche Vorsorge und Versicherung für Kind und Kindeskinder. Heute, wo die Mode auch in diesen Dingen so sehr wechselt, wo die Wohnungen so klein sind, da behilft man sich eben mit dem Unumgänglichen. Nur keinen unnötigen Ballast, der nur Arbeit verursacht und Platz wegnimmt." Denn die junge Frau will nicht den ganzen Tag an ihrem Haushältchen bäscheln; sie kann es auch nicht, denn sie will mitverdienen, sie will arbeiten, nicht spielen. Darum schadet es nichts, wenn der Mann vorläufig nicht so viel verdient; sie werden bescheiden leben, Gesellschaften nach dem Muster von anno dazumal, das will sagen von Mutters Jugend, das gibt's nicht. Man wird seine Freunde bei sich sehen zu einer Tasse Tee und Butterbrot; so geht bei der Geselligkeit weder Zeit noch Geld drauf, und die Gemütlichkeit leidet nicht darunter, im Gegenteil.

So denkt es sich diese Jugend. Vielleicht schüttelt die ältere Generation die Köpfe, sie findet, diese Jungen seien leichtsinnig, daß sie — nun wie soll ich's sagen — item, daß sie selber, die Alten, als sie jung waren, es anders machten. Sie meinten nicht, es müsse in des Kuckucksnamen geheiratet sein, wenn es nun einfach einmal noch nicht dazu reichte. Sie konnten warten, sie nahmen sich zusammen, sie stellten sich; und heut'? Nur nicht warten, nicht ein Jahr, geschweige zwei, drei Jahre oder noch länger; — ist das nicht ein untüchtiger, untapferer Zug an der neuen Jugend, ein Zeichen des Nichtentsagenkönnens, des Genießenwollens um jeden Preis? Ist diese moderne Jugend nicht weniger diszipliniert, weniger Herr über sich selbst als die frühere?

Es könnte so scheinen. Gewiß, diese Kinder unserer Zeit, die schon immer alles haben mußten, wonach ihr Herz und ihre Sinne begehrten, sie müssen nun auch die ersehnte Vereinigung haben, möglichst bald, möglichst gleich. Wozu warten und sich quälen, finden sie. Vielleicht sind sie darin nicht so tapfer wie eine frühere Generation. Aber anderseits in unserer als materiell verschrieenen Zeit, bei der als „sachlich" verdächtigten Jugend, ist es nicht im Gegenteil ein Beweis von Idealismus, wenn sie auf allen materiellen Klimbim, auf den seiner Zeit so unerhört großer, viel zu großer Wert gelegt wurde, pfeift, von protzigen Hochzeitsfestlichkeiten nichts wissen will, ihre Hochzeitsreise nach einem stillen Winkel geht, wenn sie sagt: wir haben unsere Möbel und übrigen Gebrauchsgegenstände für uns, zu unserm Gebrauch und unserer Freude, nicht als Schaustücke für Gäste, wir wollen nicht großtun mit komplettem Wäsche- und Silberschrank usw. Unsere Freunde kommen um unsertwillen, nicht der guten Küche halber; ist es nicht recht und schön, daß ihr Äußerlichkeiten, die früher so hochwichtig genommen wurden, außer Betracht fallen? Ist es nicht auch eine Art Tüchtigkeit und Tapferkeit, wenn sie es wagt, eine Ehe auf sich zu nehmen, ohne daß sie durchaus gesichert ist, ja wenn die Frau sich auch einsetzen will im Notfall, wenn sie beide bereit sind, allenfalls schmal zu haushalten und sich in jeder Hinsicht aufs äußerste anzustrengen? Ist es nicht erfreulich, daß bei den Jungen so viele Vorurteile, so viele alte Zöpfe gefallen sind, an denen die Vorkriegsgeneration noch litt, so viel lächerliche Standesbeschränktheit und Unfreiheit. Man sprach damals in einsichtigen Kreisen viel von der Notwendigkeit einer Umwertung der Werte. Nun, der Krieg und noch mehr die wirtschaftliche Not der Nachkriegszeit hat sie gebracht, und die Jungen sind es, die sie sich zuerst angeeignet haben, sie, die hineingeboren sind in die neue Zeit und von nichts anderem wissen, während das bedächtige Alter mit einem Fuß wenigstens noch tief im schwerhaftenden Lehm der Überlieferung steckt; etwas mehr Leichtblütigkeit täte auch ihm not.

Noch muß sich ja der Glaube der Jungen an die Zukunft und an die Möglichkeit dieser neuen, auf einfachste Basis gestellten, frisch-fröhlichen und mutigen Lebensgestaltung „ohne Garantien", die ihre Erwartung nicht auf Bankguthaben und auf gesichertes Dasein stellt, sondern einzig und allein auf die eigene junge Kraft und den Lebensmut, erwähren. Dem einen wird es gelingen, andern vielleicht werden Enttäuschungen aller Art zum Verhängnis ihrer Ehe

werden. Da und dort mag auch infolge äußerer Schwierigkeiten der Wille zum Kind erlahmen. Darin allein sehen wir eine Gefahr dieser neuen ungesicherten Ehe. Im übrigen werden die nächsten Jahrzehnte zeigen, was für Früchte diese jungen, hoffnungsgrünen Bäume zeitigen werden; wohl werden auch sie nicht in den Himmel wachsen, wohl wird auch bei ihnen mit der Zeit da und dort sich Moos ansetzen, aber ein Sortenwechsel kann diesem Baum unseres Volkes neue Wachstumsimpulse geben und zu einer gesunden Erneuerung und Auffrischung an Haupt und Gliedern führen. M. St.

Ihr Heim.

Lang vorüber ging ich den Gehegen,
Drin der Giebel deines Heimes ragt,
Dieser Pforte, diesen Schattenwegen!
Wer da wohne, hab' ich nicht gefragt.
Wer da wohne
Hinter einer dunklen Lindenkrone,
Hat das Herz mir nicht vorausgesagt.

Pfade liefen durch die feuchte Wiese,
Kleine Sohlen sah ich hier und dort
Eingezeichnet auf dem weichen Kiese,
Aber meines Weges zog ich fort.
Ich begehrte
Zu verfolgen nicht die flücht'ge Fährte,
Zu betreten nicht den stummen Ort.

Auch ein Rauschen hört' ich aus der Linde,
Die der Hauch der Abendlüfte bog;
„Komme, Wandrer", rief es, „komm und finde!"
Während rascher ich des Weges zog.
Ich vertraute
Dem Versprechen nicht der Geisterlaute,
Deren Wehn mir oft das Herz betrog.

Und den Stern der Liebe sah ich eilen
Dort zum dunkelscharfen Bergesrand,
Auf dem schlanken Giebel blitzend weilen
Wie ein zitternd Feuer, eh' er schwand.
Im Entweichen
Gab der Freund am Himmel mir ein Zeichen,
Wann er über meinem Glücke stand.

Längst versunken glaubt' ich's in die Ferne,
Das so nahe mir verborgen lag!
Wer versteht den stillen Wink der Sterne
Vor dem rechten, dem bestimmten Tag?
Vor der Stunde,
Die ihn zieht zu dem ersehnten Bunde,
Den nicht Tod noch Leben trennen mag?

Lang vorüber ging ich deiner Liebe
Durch den Staub des Lebens unbewußt,
Daß zur Wonne mir die Klage bliebe,
Und ein leiser Schmerz in sel'ger Brust —
Schmerz und Klage
Ueber ohne dich verdarbte Tage,
Die mit deinem Kuß du stillen mußt.

Conr. Ferd. Meyer.

Meli.

Novelle von Selma Lagerlöf.

Jeder, der sie auf der Straße sieht, kann nicht umhin, zu denken: Wie unglücklich sie ist! Ein armes, buckliges Kind, wie unglücklich sie ist! Sie ist nicht älter als sieben Jahre, und schon hat sie das lange Gesicht und die langen, dünnen Hände. Wenn sie auf die Straße hinaus soll, zieht ihr die Mutter einen langen Mantel an, mit einem großen Kragen, der in tiefen Falten über den Rücken fällt.

Sie ist klein und zart, niemand würde glauben, daß sie älter als fünf Jahre ist. Auch hat man sie bis jetzt immer für zu klein gehalten, um in die Schule zu gehen, aber nun zum Herbst soll sie anfangen.

„Ach, Amelie, wie lustig das für dich sein wird, in die Schule zu kommen und Kameradinnen zu haben, mit denen du spielen kannst. Das ist etwas anderes, als immer daheim bei Mutter zu hocken."

Sie erhebt ihr kleines, durchsichtiges Gesichtchen und lächelt hoffnungsvoll. Aber sicherlich sind all das von Kameradinnen, Schule und Spielen tote Worte für sie. Dieses kleine, empfindliche Wesen ist natürlich gezwungen, ein ganz anderes Leben zu führen als ein gewöhnliches Kind.

Und richtig, kaum daß sie mit dem Schulbesuch angefangen, hat sie auch schon wieder